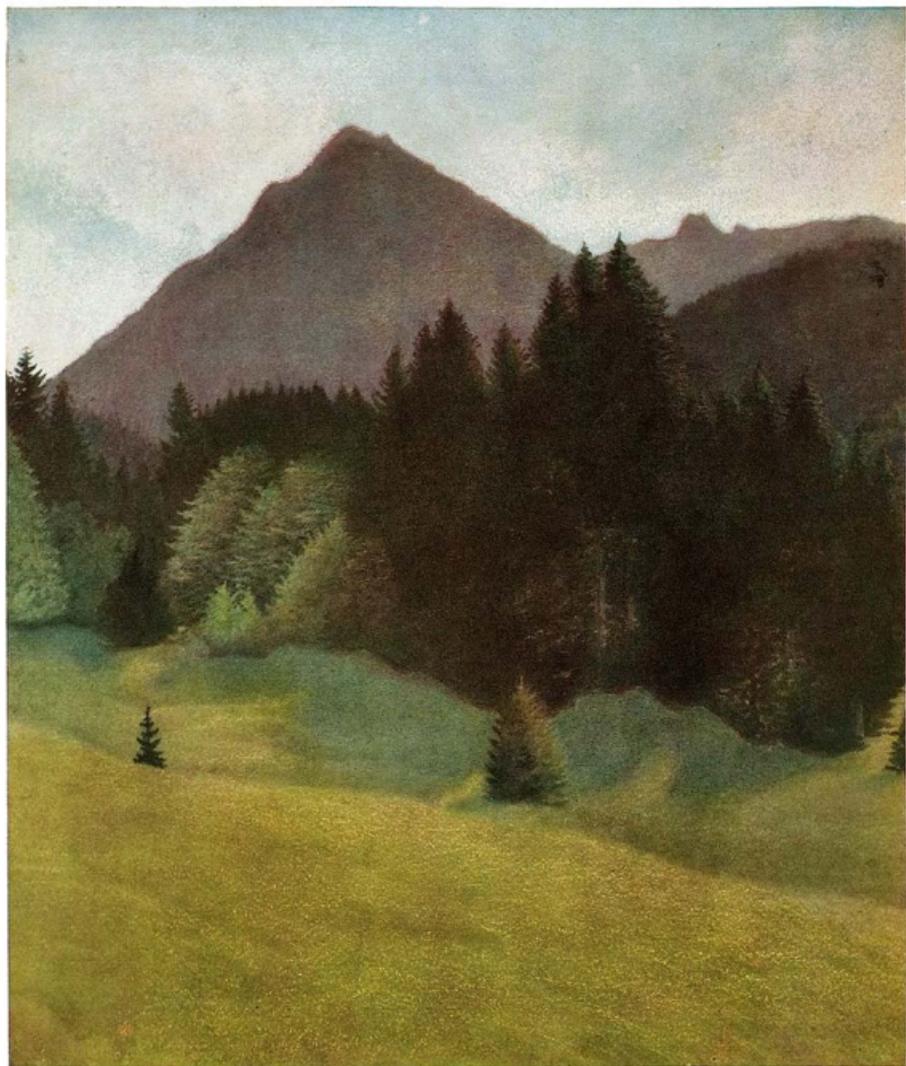


# JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 38



Im Sommer

O. Brinkmann

## Stunde im Mittag

Von Heinz Rusch

Rief im Hof der Brunnenmund?  
Leiser werden unsre Schritte,  
Aber aus des Hauses Mitte  
Schlägt die Stunde, voll und rund.

Oben Zaun greift schon der schlanken  
Sonnenblume gelber Kranz,  
Unter Strahlenfeuerglanz  
Ihre rauhen Blätter schwancken.

Doch die Bäume, die ermattet  
In den Straßen stehn, sind stumm,  
Denn sie ahnen rätselhaft, warum  
Diese Stunde sie so stark umschattet.

Und es fällt aus ihren Einsamkeiten  
Auch ein Tropfen süß in unser Blut,  
Da Gott selber in den Wipfeln ruht,  
Müde von den lichtdurchströmten Zeiten.

## Der Pferdeschinder

Von Gerhart Pohl

Im wolkenlosen Blau des Himmels hängt die Sonne über der stoppe-  
ligen Weite der Bartschebene. Staubsatt ist die Luft; Insekten tanzen  
in ihrem Weidem; reglos stehen die Windmühlen im Gelände und die  
Kirschbäume am Rande der Gassen. Kein Hauch und kein Laut. Nur  
das „Hüh!“ eines Knaben wird zuweilen hörbar und hernach das  
Knarren des Erntewagens, das Klinkern der Dreifselkette, das Schwanzen  
der Pferde.

Der Knabe, Ulrich, leitet die fraaisfarbenen Wallache von Hause zu  
Hause; dann steht er mit gesenktem Kopf, die Leine in schlaffen Händen.  
Die ungewohnte Arbeit in der Sommerhitze hat den Elfsjährigen erschöpft.

Unterdessen wiszt der alte Knecht die Gärten in die Arme des Rus-  
schers Stalbe, der sie sauber auf dem Wagen säufelt.

Ulrichs Bruder, der neunjährige Werner, liegt rüchlings auf der  
heißen Höhe des Wagens und starrt den Schwälbern nach, die über dem  
Acker ihre Kurven ziehen.

Endlich schreit der kleine Stalbe „Halt od, Ulri!“, klettert vom Wagen  
und kommt mit knickrigen Schritten auf den Knaben zu. Auf des Rus-  
schers Sten und an braunen Gerille seiner Schläfen steht der Schwweiß.  
Stalbe nimmt die Schlämme ab, wischt das Wasser vom Lederband,  
zieht ein Schwappfläschchen aus der Tasche und nimmt einen gluckenden  
Schluck. Der alte Knecht hat sich unterdessen in den Schattentempel der  
nahen Mühle geworfen. Die Pferde stehen mit gesenkten Köpfen, Ulrich  
hat sich an den Kain gesetzt und die Arme um die Knie geschlungen.  
Werner liegt in unsichtbarer Reglosigkeit auf dem geträumten Erdb.  
Kein Wort wird laut.

Da preßt der kleine Stalbe „Verfluchtes Gejchinde“ aus seiner Kehle.  
Dabei nimmt er Leine und Peitsche auf und zerrt die Wallache aus  
dösenden Erschlaffung. Das Handpferd springt an, doch der „Dike“  
rührt sich nicht. Stalbe krächzt trocken „Jüh! Jüh!“ Und als die

beiden schweren Wallache kurz anpringen und zurücktaumeln, ohne daß  
der Wagen sich rührt, schlägt Stalbe die Peitsche über ihre breiten  
Nicken, zerrt die Leine und schlägt wieder zu. Und die Pferde springen  
wieder und wieder an... Schon steigt das Handpferd tödlich mit den  
Wederbüsen auf, Geschnitte und Achsen quieschen, die Köder beginnen  
sich langsam aus dem Erdreich zu heben, da macht der „Dike“ einen  
stolpernden Durchsprung, daß die Krumme flaut, und beide Pferde  
stehen wieder schraubend und mit fliegenden Klanten. Ihre Kräfte sind  
für diesen Tag verbrannt; auch der kleine Stalbe scheint am Ende  
seiner Kraft zu sein. Eingesenken steht er da, Fügel und Peitsche in  
hängenden Händen; unerschländliche Flüche dringen durch seinen ver-  
fürgten Bart.

Da brennt sein Zorn jäh wie eine Stichflamme auf. Er wiszt die  
Leine hin, packt den Peitschenstiel fester; ein tockeliger Sprung, und er  
hält den Fügel, am Maul des Handpferdes gepackt. Nun reißt er das  
Gespann herum, suchelt mit dem Stecken vor den Anlagen der Tiere, und  
dann schlägt er ihn über ihre Köpfe, gegen Schanzgen und Etienen.  
Die Wallache bäumten sich; Stalbe reißt sie schreden Geiffs zurück, und  
dann bageln die Schlagte des Rasendens auf die erschöpften Pferde.  
Ulrich ist aufgeprungen und scheid nach einer Sekunde der Vahnuna:  
„Stalbe!“ Werner flarrt mit weit aufgerissenen Augen vom Wagen  
herunter und bettelt laut: „Nicht doch, Herr Stalbe! Nicht wehnen,  
Stalbe!“ Auch der alte Knecht hat sich erhoben und ruft von Fern:  
„Halt od, Karte!“

In diesem Augenblick kommen ein Paar weiße Littaner den Feldweg  
hinanageprecht, Auf dem Rutschbock des braunen Wagens sitzt Josef,  
der Bruder des kleinen Stalbe, und hinten steht der Vater der beiden  
Knaben, der Obstbesitzer Videmann. Seine große Gestalt ist vorgerannt,  
eine Hand hält das Geländer des Bocks, die andere suchelt gefalt durch  
die Luft. Ein langgedehntes „Hault!“, und Josef jähelt die Littaner



Höhenzüge

H. Mayrhofer-Passau

mit einem Knick. Der Vater der Knoben steigt auf den Tritt; unter seinem Gewicht neigt sich der Wagen im Geseder. „Was treiben Sie da, Sie Gaultre!“ schreit Lüdemann. — „o sind 'n paar tückische Luder, Herr!“ entsetzt sich der kleine Etelbe. „Ach was, tückisch! Mäde sind die Tiere!“ sagt Lüdemann ziemlich ruhig und geht auf die Pferde zu. Da sieht er, das Handpferd hat eine blutige Schramme an der Stirn, und ein Auge des „Dicken“ ist verschwollen, und die Flamme des Jerns brennt in ihm hoch. Sein Gesicht wird dunkelrot, die Adern der Stirn schwellen an, sein Atem beginnt zu fliegen. Er geht er mit geballten Fäusten, den berittenen Nacken gesenkt, auf Etelbe zu. Der wächst vor Verlegenheit sein Gesicht mit den Händen.

Ein Stoß vor die Brust, und Etelbe fliegt an den nahen Rain. „Das laß ich nie nicht gefallen, Herr!“ krächzt der kleine Mann und springt auf. „Was lassen Sie sich nicht gefallen, Sie Pferdeschinder, Sie Tierquälter, infamer!“ brüllt der Vater der Knoben, hebt die Peitsche auf und schlägt, in die Flamme seines Jerns gehüllt, auf Etelbe ein, bis der wimmernd zusammensinkt.

Ulrich hält seine kleinen Fäuste geballt; sein Gesicht ist gerötet; die Augen glänzen wie im Fieber. Werner steht reglos auf dem Erntewagen, den Mund weit geöffnet, eine Hand gehoben, wie ein Standbild des Schreckens auf ragendem Fels. Josef, der Bruder des Geschickten, sitzt in stumpfer Nahe auf seinem Bock. Der alte Knecht stützt sich auf die Gabel und kratzt seinen Hintertopf.

Inzwischen ist der kleine Etelbe aufgesprungen und dem Untoberren an die Kehle. Der haut ihm von oben herunter die Faust auf den Schädel. Etelbe läßt los, torzelt ein paar Schritte, schlägt hin, und Lüdemann haut erneut auf ihn los.

Da geht ein Schrei. Werner ist mit einem Satz von der Höhe des Wagens herabgesprungen und lautlos zusammengekniet. Einen Augenblick später fliezt er zu seinem Vater. „Vater! Liebes, gutes Vater! Tu ihm nichts mehr! Ich hab 'so Angst!“ Dabei umschließt das Kind die braunen Lederzähne des Vaters. Der will ihn losstoßen, aber Werner klammert sich fest, wie ein Verirrter an eine Bege, und schlägt und schreit und bettelt, von Grauen geschüttelt und ohne Maß, bis der Vater die Peitsche mit einem Knick hinwegwirft und selbst stöhnend

sein stöhnendes Kind aufhebt. Ulrich hat dabeigestanden, die Fäuste noch immer geballt, und seine Augen brennen vor Stolz auf seinen Vater.

Dann werden die Knaben nach Hause geführt. Sie gehen die lange Schurme des Rains entlang. Werner weint still für sich und hält die Hand des Bruders. Der sieht auf ihn herab, sieht das verlebte, schlafgelbe Haar und das schmutzige Gesicht, und er denkt: 's ist doch eigentlich noch ein Kind, das Wernerle, und er sagt aus Stolz und Trost und Angst: „Unser Vater ist doch ein Held!“ Aber Werner antwortet: „Ich hab ja solche Angst vor seiner Wut!“ Ach, er hat Angst, denkt der Bruder; er ist noch ein Baby! Das reizt ihn zum Widerspruch: „Vater ist ein hulliger Mann, bald so tapfer wie der Hagen von den Nibelungen!“ — „Wenn der kleine Etelbe nu aber tot wär!“ erwidert Werner leise.

„Das wär ihm recht, dem Pferdeschinder!“

„Da käm Vater aber in den Kasten, und dann haften sie ihn den Kopf ab!“

Ulrich ist stehengeblieben und lacht schrill. Ihrem Vater den Kopf abbaan, das sei „glatter Quatsch“, und wie zur Bekräftigung erzählt er von einem Räuber, der Vater bei einer Wogenfahrt in Gallizien überfallen habe; dem habe er mit dem Krüdfloß den Kopf eingeschlagen; das Gericht habe Vater angeklagt, aber die Richter hätten gesagt, der Herr Lüdemann habe das gut gemacht und brauche nicht in den Knast. „Unser Vater ist eben ein Held!“

Dazu bemerkt Werner, indem er eine Träne aus dem Auge wischt: „Aber Etelbe ist doch kein Räuber!“ — „Ein Tierquälter ist er, ein Pferdeschinder!“ antwortet Ulrich wütend, „er hat unsre Pferde gehaun, dafür hat Vater ihn gehaun!“ — „Ich wollt jetzt zu Hause, zu Mutter!“ und Werner weint leise vor sich hin. Ulrich schreit „Mommel!“ und zerrt ihn an der Hand.

Unterdessen ist ein qualmiges Wolkennassig aufgestiegen. Aus seiner Schwärze fährt gelb-blau der Blitz in die grüne Caille der Wälder an Horizont. Aus der Ferne murrer der Donner. Bald klaffen große Tropfen in die heißen Gesichter der Knaben.

Hand in Hand rennen sie über die gemähten Felder und erreichen den Untober, als das Unwetter zu toben beginnt.



Bayerische Seelandschaft

William Ritter

## Meersburg am Bodensee

Von Lia Frick

Ich lebe an einer breiten, niederen Steinmauer. Meine Augen trinken sich satt, berauschen sich an der Sommerfülle, die rings in Farben und Düften um mich wegt. Der Bodensee ist ein riesiges Tüchlein, in dem weiße Schiffe dünn, dunklere Wägen pflügen. Unten am Ufer hat sich ein schönes Strandbad hinzubeitert, die lustig bunten Sonnenstühle auf der Liegebeweje leuchten wie Pilze im Moos.

Weinberge klettern von allen Seiten heran. Die Gärten quellen über von wunderbarer Rosenpracht, die Blütrot in den Sommer verströmt. Ein Füllern und Duffen erfüllt die Luft, Röjer und Flügelgeier tannelt trunken umher. In werdenden Früchten kochen die Säfte zu süßer Reife.

In die verschwenderrische, südlich amittende Fülle liegen kleine Fachwerkhäuschen eingebettet, liebe alte Lore, die mit ihren Bogen maleitische Ausschnitte aus enyen Gläsern umrahmen. Da hängt einladend ein Wirtshauschild mit einem Hären zwischen blühenden Oleanderbäumen, eine bunte Madonna überm Torbogen lächelt fromm und zufräden auf die rote Lampe zu ihren Füßen. Weinreben ranken um Ecker mit Busenstücken, blumenumkränzt ist sogar der Brunnen, aus dem geruchsam eine Kuh ihren Vespertrunk schlürft.

Eine molte Mühle, die älteste Deutschlands, überstahst uns mit ihrem unwahrscheinlich großen Wasserrad, das sich wirklich noch dreht. Es ist wie im Märchen. Eine große, schimmernde Kolk liegt auf der Schwelle. Sie hat nicht viel zu binaden hier, ich will auch nur einen Blick ins Innere der Mühle tun, aus der mit drei süßliche Orcaud alten, waurnflüchtigen Holzes entgegenweht.

Von der Höhe herab aber lockt die älteste Burg Deutschlands man doch zu einer Besichtigung.

Aber tiefen Graben, in den viel Grün sich verfühlich schmiegt, führt die mächtige Jagdbude. Im Vorplatz — heute würden wir „Diele“ sagen — hängen noch die alten, ledernen Feuerlöschmeister, stehen neben einem schönen, helgezeichneten Kreuzstuhl noch umscholene Kanonen aus verflößerer Zeit. Wer damals den Burgfrieden führte, dem wurde die rechte Hand abgehakt, so belehrt uns treuherzig-nach ein altes Bild an der Wand.

Print und Kofibarkeiten hat die alte Erzkönig der Merovingen nicht aufzuweisen. Aber mit ihren düsteren Wachsiblen und Rüstkanunen, ihrer Waffenschmiede, dem unterirdischen Gang zum See hin und dem unheimlichen Turmwerk, in dem man die Gefangenen langsam verdungen ließ, mit uralten Waffen und Geräten, macht sie uns die damalige Zeit lebendig. So eindrucklich, daß ich mir mit heimlichem Grausen vergegenwärtige, wie im Festhald die fürstlichen Bischöfe schenauften und tranken, während unmittäbar daneben, einige Klöster tiefer, ein lebendiges Skelett den schaurigen Kalender seiner letzten Hungertage in den Fels rakte.

Trotz der barbarischen Sitten war man fromm damals. In der Kapelle und im Verfall sind noch viele alte Heiligenbilder und Figuren, Schreinen und Kirchengeräte erhalten. Einem Felsen in Burgarebbe entspringt ein Brunnen, von dem die Sage erzählt, daß einstmals Wein hier geflossen sei. In die Notkapelle flüchtete man zu Zeiten der Be-

lagerungen, von denen keine einzige die fliegigen Mauern aus Fingerringblöcken einzunehmen konnte.

Die Geschichte von tausend und einigen hundert Jahren spielt sich in dieser Burg. Kreisgerichte, Dingen paaren sich auch lässlich poetische, da Amette von Droste-Hülshoff hier lebte, dichtete und — starb. Inmitten des Dotes haben Freunde ihrer Muse ihr ein Denkmal gesetzt und von der Höhe herab greift das kleine Fingerringhäusl, das allerlei Erinnerern an Deutschlands große Dichterin unschließt.

Wahrscheinlich, man kann auf lebendige Enddichtungserien gehen in Meersburg. Ich kann mir vorstellen, daß ein Maler, der hierherkommt, nicht

weiß, wo er beginnen soll, so sehr locken von allen Seiten die Motive. Da ist der Fernblick vom „Känzle“ über den schimmernden See hin bis zu den Gletschern der Schweizer Berge, da ist ein bemaltes Haus „zum Krüppel“, da ist die berauschte Farbenharmonie der Gärten, das Halbteufel, die Kirchgasse mit ihren prägnanten Fachwerkhäusern, da ist so vieles, was unter Auge entzückt — —

Eudäisch üppige Landschaft und alte, reizvolle Bauweise sind — in diesem Kirchen Erde eine Ehe eingegangen, so bejehend, daß jeder der weisheit kommt, staunend innehält. Und wenn er sich, schwer genug, losgerungen hat, nimmt er ein Kleid des Geirerns mit, das er nimmer missen möchte.

## Nähe des Herbstes

Von Rudolf Kreutzer

*Der Sommer ist so müd geworden  
Und leise senkt er die schweren Lider.  
Tiefser schon neigt sich am Zaun  
Der Sonnenblume goldenes Antlitz.*

*Immer folgt den Schritten des Wandrers  
Dunkler Flug der Vögel, die fernhin ziehn  
In der kühlen Bläue des Himmels  
Und seine Augen trinken die purpurne Schwermut  
Verfallender Gärten.*

*Auf braunem Hügel weidet die Herde.  
Der Hirte dort, der einsam sinnt  
Und es neigen sich über ihn  
Die schwarzen Früchte des alten Holunders.*

*Wenn es Abend wird  
Versinken die Wälder im blauen Rauch, rollt silbern der Tau  
Endet der Zug der Rehe am Sterneneis.*

*Nachts, unter hohen Bäumen  
Schenken wir schwarzen Wein aus schwankenden Flaschen.  
Goldnen glänzen Früchte im Laub. In deine silberne Hand  
Neigt du sinnend das Haupt unter herbstlichen Sternen.*

# KUNST UND LEBEN

Von Wolfgang Federau

Herr Meurer sitzt im Café, an einem der vielen runden Maximiliansischen, hat auf dem Stuhl neben sich einen Stapel Zeitschriften und Tageszeitungen, blättert, liest, nimmt ab und an einen Schluck von dem langsam erkaltenden Kaffee, bläst ein Raucherwerkchen vor sich hin aus seiner Zigarette und sieht sich wohl. Ja, ganz zufrieden ist er in diesem Augenblick, und ob er nun auch bereits mehr als zehn Jahre hier im Norddeutschen wohnt, es ist doch zuviel edles Wiener Blut in ihm, als daß er von seinen heimatlichen Gewohnheiten völlig hätte lassen können.

Er hat Zeit, viel Zeit heute. Und er beschränkt sich nicht darauf, nur mal hier und da eine kleine Notiz, einen Witz oder ein paar Sätze zu überfliegen, wie ein wehlgemühtes Fuh, das aus dem vorgeordneten Futter mit der schönsten, geschältesten Körner herauspickt. Sondern er läßt mit Andacht und Eifer, ja, mit einer gewissen Methode, und gerade die Methode, die er jetzt vor hat, die hat's ihm

besonders angetan. „Diese Engländer“, denkt er, „verdammten sein haben die es raus, mit ein paar Zeilen, mit einigen wenigen Strichen Duft und Zauber der Landschaft, des Milieus vor uns hinzustellen. Und von Anfang an gleich so zu packen und zu seßeln, daß man's nicht fertig kriegt...“

Ob er aber Herr Meurer diesen Gedanken ganz zu Ende spinnen kann, schlägt eine Stimme an sein Ohr, eine wechliche Stimme, eine Mädchenstimme, „ja guten Tag, Herr Meurer. Welch' lustiger Zufall, Sie hier zu treffen.“

„Beate“, sagte der Angeredete aufblickend und wie rot vor unversetzter Freude über diese Begegnung. Wirklich froh, ja beinahe stolz ist er darüber, dieses hübsche, reizende Mädchen, das da schlank, jung und übermäßig neben seinem Tisch steht, so vertraulich beim Vornamen anreden zu können. Es schauen die anderen nicht schon her nach seinem Platz, neidisch und bewundernd zugleich?

Beate läßt sich nicht lange bitten, an seinem Tisch Platz zu nehmen. Er bestellt ihr Kaffee und Apfelsüßchen mit Schlagobaze, von dem er weiß, daß sie ihn gern isst, und sie ziert sich nicht. Er freut sich zu sehen, wie es ihr schmeckt, und plaudert mit ihr sorglos, angeret über dies und jenes, und wohlgefällig wie ein Kater in der Sonne dehnt er sich im Widerschein ihrer warmen, jugendlichen Schöne und Kerze.

„Machen wir noch einen kleinen Spaziergang?“ fragt Beate, da sie fertig ist und sieht ihr Gegenüber zuversichtlich und verheißungsvoll an. „Das heißt, wenn Sie Zeit haben natürlich!“ zette sie dann noch hinzu.

Zeit haben? Herr Meurer weist sich in die Brust. Erden eine solche Frage tut ihm weh. Natürlich hat er Zeit, ewig lange, sie möge ganz über ihn verfügen.

„Na — na“ wehrt Beate lachend ab und ist dennoch offensichtlich froh über die Verliebtheit, die ihr aus Herrn Meurers Augen, aus seinem ganzen Gebaren so unverkennbar ent-

gegrüßte. Denn schließlich, sie ist ein junges Mädchen, sie weiß, daß sie hübsch ist, und es ist angenehm zu sehen, daß auch andere es wissen.

Gemeinsam berehen sie auf, und dräusen, im Licht dieses strahlenden, sonnigen Herbstnachmittags, nehmen sie ihr Gespräch wieder auf. Erzählt Beate von den vielen kleinen Nichtigkeiten, die sie beschäftigt — aber in so jugendlicher Weise, wie dies eben nur ein junges Mädchen kam.

Herr Meurer hört dem sanften, wohlklingenden Gespräch dieser Worte zu.

Aber mählich, wie sie langsam durch den Park dahinschlendern, dessen alte, hohe Bäume schon brennendes, buntes Laub unter dem klaren Blau des Herbsthimmels breiten, mählich also verfließt die glückliche Stimmung, welche die unerwartete Begegnung in ihm auslöste. Er wird sich der Ursache dieses Umschwungs nicht recht bewußt. Spürt nur eine

innere Unruhe, einen heimlich drängenden Wunsch: „Wenn sie doch bloß einmal Ruhe geben, nur mal ein bißchen still sein möchte.“ Jemand etwas quält ihn — er weiß; er möchte über etwas nachdenken, aber er kommt nicht dazu. Denn dieses Mädchen hier, so anspruchlos es ist in seinem Geplauder, verlangt doch, daß er hinsieht, daß er ihr seine ganze Aufmerksamkeit widmet.

Herr Meurer mustert seine Begleiterin von der Seite. Er findet sie jetzt länger nicht mehr so hübsch wie noch vor einer halben Stunde. Ihr Mund ist ein wenig zu voll, ihre Stirn zu niedrig, und die Oberlippe ist etwas kurz. Man sieht die Zähne, und wenn sie auch wunderschöne, blendend weiße Zähne hat, ist es doch nicht nötig, daß man sie immer sieht, daß sie diese Zähne so auffällig zur Schau trägt. Als ginge sie Kellame für irgendeine Zahnpaste.

„Recht sie denn nicht, daß dies lästig wird,

auf die Dauer?“ denkt Herr Meurer. Immerzu denkt er es. So oft, daß Beate es schließlich doch merkt, daß sie fühlt, wie er wartet und von Minute zu Minute, wie sie gegen eine Wand spricht, die bestenfalls ein hohles, leeres Echo gibt und kaum das.

„Nun aber muß ich mich verabschieden — ist fürchte wirklich, ich habe Sie über Gebühr gelangweilt und Ihre kostbare Zeit mehr in Anspruch genommen, als ich verantworten kann“, sagt Beate plötzlich, sehr hübsch, aber mit hochmütig in den Nacken geworfenen Kopf.

„Aber nein, wirklich nicht“, entgegnet Herr Meurer höflich. Ohne verhindern zu können, daß dieser Widerspruch ihn ausfüllt und seine Tonart beinahe beleidigend ist.

Er begleitet sie noch bis zur nächsten Etagekante. Sammelt beim Hinschauen etwas von bringenden Geschäften und ist doch überzeugt, daß das Mädchen nichts glaubt von diesen Geschäften, und mit Recht es nicht glaubt. Und da er allein ist, atmet er befreit auf, ohne einen Blick der mit jederden Schritte Davongehenden nachzuschauen.

Aber was tut das, jetzt, wo er doch weiß, warum er so unruhig war die letzte halbe Stunde. Und was ihn, was sein Unterbewußtsein beschäftigt all die Zeit. Daß es die Geschichte war, diese spannende Geschichte von dem englischen Autor, die er im Café angefangen hatte und bei der er von dem Mädchen so unerwartet unterbrochen wurde.

Er ist sehr neugierig auf den Schluß. Aber ein Blick auf die Uhr überzeugt ihn, daß es heute zu spät sei, das Lokal nochmals aufzusuchen. Und daß er die Fortsetzung der Lektüre auf den nächsten Nachmittag verschoben müsse.

An diesem nächsten Nachmittag ist er schon früh im Café. Aber vergeblich bemüht er sich, die Zeitung mit jener Geschichte zu finden. Immer nervöser wird er bei dieser Suche, ruft schließlich den Ober. „Ach“, sagt der achselzuckend, „die Zeitungen — die werden jeden Morgen ausgetauscht.“

Herr Meurer erschrickt förmlich. Hierauf war er nicht gefaßt. Er greift nach der Tasche, drückt dem Bedienten eine Mark in die Hand. Das Geldstück macht den Ober willig — mit fliegenden Rockschößen jagt er davon und kehrt gar nicht viel später triumphierend mit einem ganzen Stapel Zeitungen zurück.

Drei Tassen Kaffee muß Herr Meurer trinken, ehe er endlich sich bis zu seiner Geschichte durchgewühlt hat. Noch einmal überfliegt er den Anfang, dann kehrt er sich behaglich zurück, um mit Genuß das Ende in sich aufzunehmen.

Aber merkwürdig: der Schluß befriedigt ihn nicht. „Ein Allerevoltschluß“, denkt Herr Meurer enttäuscht. „Und eigentlich auch ein Allerevoltschicksale. Der Aufregung und der Mühe nicht wert.“

Er hat noch nicht hundert Schritte getan, da begegnet er Beate. An der Seite eines jungen Herrn.

„Wie schön sie ist — wie wunderschön“, denkt Herr Meurer. Und grüßt mit übertriebenen Schwung, mit einem Anflug von Vertraulichkeit, auf die er ein Recht zu haben glaubt, nach allem.



Die Lichtung

Franz Doll

Das Mädchen sieht ihn mit kühlem Blick an, dankt kaum sichtbar, gleitet an der Seite ihres Begleiters vorbei.

Ja, sie geht an Herrn Meuter vorüber.

## 8. Juli 1842

Ein in München lebender Gelehrter kündigte im Zusammenhang mit der am 8. Juli 1842 stattfindenden Commensurierung den Untergang der Welt an und schiebte darüber eine umfangreiche Abhandlung, deren Drucklegung aber von der Zensur verboten wurde.

König Ludwig I. hörte von der Prophezeiung, ließ sich das Manuscript vorlegen und schiebte eigenhändig darauf:

„Kann gedruckt werden; jedoch erst im Jahre 1843.“  
H. K. B.

## Keine Angst

Fräulein Emerentia Sturzschner, der einzige Commensurist in dem weltverlassenen Gebirgsort, entdeckt, als sie eben ihre spizen Knochen zur Ruhe legen will, daß die Tür kein Schloß hat.

Für ihre jahrzehntlang gehütete Unsicherheit das Aller schlimmste befürchtend, schlägt Fräulein Emerentia Krach und erklärt dem herbeikommenden Wirt, daß sie unter solchen Umständen kein Auge schließen könne.

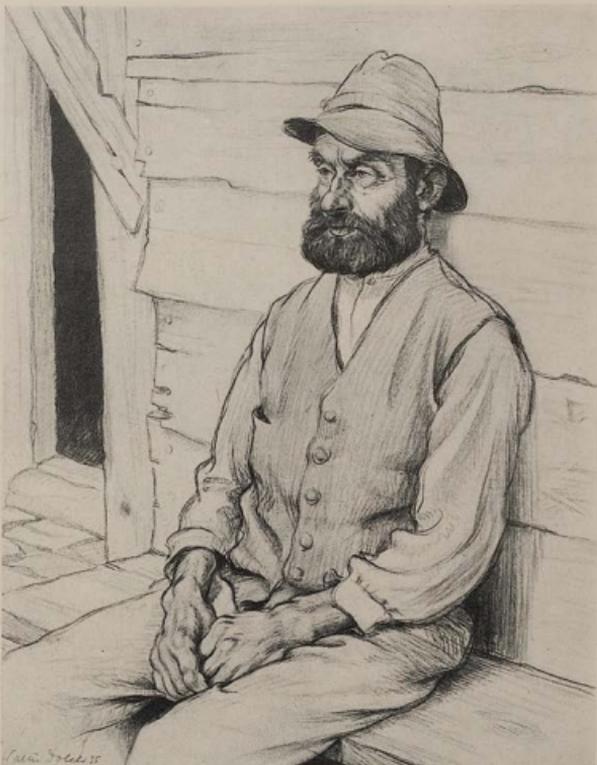
„Ah vor —“ staunt der Wirt, „jo mei — zu was brauchst du denn a Schloß?... Bei uns werd mir net a Schloß!“

„Es könnte aber sein —“ lächelt Fräulein Emerentia ängstlich, „es könnte aber sein, daß sich jemand in der Tür irt — und — und ich habe schon so mancherlei von Dorfbarbießen gehört — die — die —“

„A heile! —“ sagt der Wirt beruhigend, „mir heu Angst nit, zu Eubana kimmt Feoner ein!“

„Wenn aber doch!“ schaudert Fräulein Emerentia, „wenn aber doch —?“

„Na dann —“ meint der Wirt, „dann drachst du a Schwind 's Nacht an — und nachher is er glei wieder drauß!“  
H. K. B.



Fränkischer Bauer

Walter Dolch-Amberg

# DIE TSETSE

EINE GESCHICHTE AUS DER KOLONIE

Von Walter Porfisch

Auf der endlichen Rückfahrt zur einsigen Kolonie traf Albert Zell an Bord des kleinen Afrikaampfers zwei ihm bekannte Farmer.

„Wie müssen“, schlug Matter vor, „zuerst zusammenbleiben, um eine Farm wieder in Eubus zu setzen. Dann wird immer der, dem wir geholfen haben, den anderen beiden beibringen.“

Wirklich, jenseits der belgischen Verwaltungsgrenze sah es schlimmer aus! Fünfzig Kilometer südwestlich von Uwabara gelang es den drei Männern endlich, jenes der einsigen Farm von Zell vorgelagerte Eingeborenenort zu entdecken. Einige alte Männer und Frauen erkannten ihren einsigen Schuldbeten wieder. Sie hirsien laute Freudenrufe aus, warfen sich ihm zu Füßen, küßten seine Knie und stämmten endlose Trauergefänge an.

Frauen traten dem breitschultrigen Fünfundvierziger in die Augen, als er seine An siedlung befristete. Verrotten war das Wellblechdach, verwohnt das Holz. Ungeziefre aller Art nistete in den Winkeln und Bohlen der Gebäude. Die Farm begann ein neuer Uerwald zu werden.

„Ein halbes Menschenalter später“, merkte Jessen, der älteste, „emüssen wir wie Vebiznye von vorn beginnen. Woher aber nehmen wir Arbeiter?“

Sie schliefen die erste Nacht in den mitgebrachten Hängematten. Am Morgen wurden sie von johlenden Eingeborenen geweckt.

„Schiff!“ schrien sie. „Schiff auf dem See. Bringt schöne Küsten, Herz, bringt alles, was kann helfen!“

Ja, Werkzeuge, einige Nahrungsmittel und Kleidungsstücke wurden gelandet und im Blockhaus des Dorfes untergestellt. Mit Verzweiflung in den Augen mußte Zell die Einwohner des Dorfes. Selbst die alten Weiber drängten heran, und es blieb nichts anderes übrig, er mußte auch sie wöhnen. Wer noch gerade auf seinen Beinen stand, wurde dem Arbeitstrupp eingegliedert.

Ein halbes Jahr später saßen die drei Männer im Dunkel des tropischen Abends auf der Veranda des neu geschaffenen Hauses.

„Häffst du geglaubt, daß wir mit diesem Menschenmaterial die Farm wieder hochbringen würden?“ wollte Matter wissen.

„Oglaubt? Oerust hab' ich! Noch eine Woche, Matter, dann geht's zu deiner Farm. Köfter aus Hamburg wird morgen oder übermorgen eintreffen und während meiner Abwesenheit die Farm überwachn.“



Anton Leidl

Selbstbildnis

Am Morgen warteten die drei Weißen vergeblich auf die Ankunft ihrer Arbeitstruppe. Sie schickten Nali, die Dienerin, zum Dorf. Mit erschreckter Miene kehrte die Kleine Schônheit zurück.

„Weiße Männer vom Kongo im Dorf. Wollen Arbeiter holen...“

Wortlos griff Zell nach Revolvergürtel und Reispfeife. Die Freunde

folgten ihm schweigend. Vor dem Blockhaus standen ein halbes Duzend weißer Männer. Einer von ihnen, der Sekretär des Distriktschefs, verlas eine Verfügung, nach welcher jeder kräftige Eingeborene die Pflicht habe, am Kongo gegen gute Verpflegung und Bezahlung Arbeit zu nehmen.

„Etzopp!“ sagte Zell halblaut. „Bisher galt es im Mandatargebiet als Brauch, die Gesetze der europäischen Höflichkeit zu achten, den ansässigen Leuten kurzen Besuch zu machen. Mir wäre es Pflicht gewesen, dem Hebeisträger beratend und helfend zur Seite zu stehen. Nun aber bin ich hier über alle Leute, welche einen Arbeitsvertrag mit mir geschlossen haben — über die anderen können Sie verfügen. Leute!“ rief er den Eingeborenen zu. „Wec auf der Farm arbeitet, tritt hierher! Die anderen bleiben dort!“

Mehr als Das halbe Dorf, was überhaupt noch oder schon über ein wenig Kraft verfügte, verließ den von dem Belgier angewiesenen Platz. Einzeln und Plapperrüde Gesehe blieben stehen.

„Wie wären nachher von selbst zu Ihnen gekommen“, sagte der Belgier erbozt, „wann Sie uns aber der Mühe entgehen, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß niemand hier ein Recht hat. So Belgien, dessen Abgesandter ich bin...“

... und welches als Mandatarinacht die Pflicht hat, Jugend und Alter des Eingeborenen gleichweise zu schützen!“ sagte Matter kalt. „Die Arbeit am Kongo hält kein Mann unter siebenzig und keine über vierzig länger als ein Vierteljahr aus. Dort drüben herrschen löse Cruden. Sie wissen es und Sie dürfen jetzt keine Arbeiter anwerben. Kommen Sie wieder, wenn Ihre Ärzte der Ursache Herr geworden sind. Vergessen Sie nicht, daß die englische Verwaltungsgesetze uns erreichbar ist und eine bewiesenkraftige Beschwerte ebenso für Ihre Leute wie Ihnen selbst in Ihrer Karriere Peinlichkeiten bereiten würde. Marzif, Leute, an die Arbeit!“

Mit besoffenigen Nummern marschirten die Farbigen davon zu den Feldern und Gehögen. Die nächstformierten Fremden starren fassungslos auf den Distriktssekretär. Der wurde abwechselnd bleich und rot, wandte sich dann aber grüßlos ab und ging als erster zum Motorboot an den Ufer.

„Dumme Gabel!“ grollte Jessen. „Hättest denn Keel ein paar deiner Leute geben sollen, um gut mit ihm auseinander zu kommen!“

„Meine Leute — in die Hölle am Kongo, in den sicheren Tod schicken? Vielleicht hätte er sich mit zehn bezahlt, nächste Woche aber wieder zurück angefordert. Ich schätze seinen Mann ins Gesicht der gelben Pest!“

Am nächsten Morgen trat ein frischer blonder Keel auf die Veranda, Köster aus Hamburg. In seiner Gesellschaft bestand sich eine Frau — jung, nicht weniger lebensprühend als er.

„Dr. Efriede Wihelmi!“ hießte Köster vor. „Wie sind im fünften oder sechsten Grade verwandt und Efriede war schon immer für das Abenteuer. Nach ihrer Approbation hatte sie keinen anderen Wunsch, als Tropenarzt zu werden. Bitter wird es ja allerdings zu tun geben, und meine reichlich besorgte Mutter lieh sich nur trösten, weil ich mir gleich den fischgebaktenen Medizinmann, wenn auch eine Frau, mitgenommen habe.“

„Einen Sie mir willkommen, Fräulein Doktor!“ Zell und die beiden Freunde drückten ihr die Hand. „Herzlich, daß Sie unsere Einsamkeit verschönern wollen. Nur um eines bitte ich Sie — Sie kennen das Leben unter Eingeborenen noch nicht. Am ersten Tage, da es Ihnen leid tut, sie hierher gekommen zu sein, sprechen Sie es aus. Meine bisherigen Beziehungen ermöglichen es mir, Sie innerhalb einer Woche wieder an die Außenwelt zur Rückkehr in die Heimat abzuliefern. Wollen Sie mir darauf die Hand geben?“

Dr. Wihelmi's Händedruck war mutig.

„Versprechen will ich's Ihnen, Chef!“ sagte sie mit neckischen Augen. „Aber ich bin nämlich schrecklich konsequenz, wenn ich eine Aufgabe übernommen habe, und wir haben hier draußen wohl genug zu tun.“

„Ja“, nickte Matter, und man sah ihm an, wie der junge weibliche Doktor ihm gefiel, „wie sind hier auf Vorposten. Umgeben von allen Gefahren, denen Vorposten man einmal ausgesetzt sind...“

Matters und Jessens Farmen konnten unter etwas günstigeren Verhältnissen wieder aufgebaut werden, da von Zells Eriedung aus nach und nach viele Hilfsmittel für die „nur“ dreißig und vierzig Kilometer entfernt liegenden Siedlungen freigebracht werden konnten und das nächste halbe Jahr nicht in die Regenzeit fiel. Auf Zells Plantage kam Köster gut mit den Eingeborenen aus, und die aus dem Hinterlande hergebrachten Waren trafen immer zahlreicher ein. Eregend wirkte daher die Nachricht vom Ausbruch der Schlafkrankheit. Die beiden Freunde versicherten Jell sofort, ohne ihn jetzt werden zu können und beachten ihm eilhaft auf den Reisetweg.

Auf der Plantage fand er reges Leben. Kräftige Frauen häuteten in den Schuppen mit Nietenpflanz vollter Kängorin und bestreuten alle Arbeitstätigkeit mit Klebstoff. Am Feuer kommandierte Köster die Männer beim Abholzen des Buchens. Lachend tröchte er den Chef die Hand, fröhlich trat Dr. Wihelmi hinzu.

„Ist noch ja in ermutigender Stimmung!“ fluchte Zell. „Wo sind die Kranken?“

„Keine da!“ erklärte Dr. Wihelmi spitzbübisch. Köster nahm ihn am Rock und führte ihn etwas abseits.

„Vorbringen ist besser, als nachträglich retten, nicht wahr? Und vor allem dreht es sich um den Regierungsekretär. Er wird morgen es scheinen.“

„Wie soll ich das verstehen? Hat er die Schlafkrankheit?“

„Er will Arbeiter holen. Sie sind da oben am Kongo eingerastet der Malaria Herr geworden, also können Sie ihm Hilfskräfte nicht verweigern. Unten am Langanjita aber, in den von Gott und aller Welt seit der Ausweisung der Deutschen verlassenen Gebieten, quälen die Farbigen sich jedochlich mit der Schlafkrankheit. Nun, wir spielen den Menschenräuber ein bißchen Schlafkrankheit vor.“

Dr. Wihelmi war auch herangezogen. „Köster, Herr Zell hat einen eigenen Nachrichtendienst aufgezogen...“ meinte die Ärztin.

„Der Dienst arbeitet drablos!“ erklärte Köster. „Die Trommen...“

„Wie aber können Sie die Signale verstehen, welche von den Eingeborenen nachts durch die Wälder getrommelt werden?“

„Ich habe mit den Stämmen, die mit uns Handel treiben, bestimmte Zeichen verabredet. Eines dieser Zeichen kündete die Abreise des Regierungsmannes zu uns an. Er wird menschlicher Vorgesicht nach morgen hier sein.“

Zufällig, auch Zell vernahm am Abend auf der Veranda die Zeichen. Er spielte mit Köster eine Partie Schach, während Dr. Wihelmi in einer zwei Jahre alten Zeitschrift blätterte. Köster stand auf, um noch einen Rundgang um die Ansiedlung zu machen. Die Ärztin wollte sich ihm anschließen.

„Bitte, leisten Sie mir etwas Gesellschaft!“ hielt der Farmer sie am Arm zurück. „Nach einem halben Jahre unter Männern und Schwarzen dürfen Sie mir die Freude Ihres Anblicks nicht rauben...“

„Wirklich nicht!“ nickte auch Köster. „Was hätten wir uns auch zu erzählen, Efriede. Wo wie alle Tage zusammen gearbeitet haben!“

Gleich darauf verschwand sein Schatz in der Buschwerk. Zum ersten Male in Zells Gehgenwart hatte Köster die Frau Efriede genannt. Aber in ihm waltete eine solche Heftigkeit des Empfindens, daß er sprechen mußte.

„Nun, Chef, was haben Sie bei Ihren Freunden erlebt? Aus Ihren Berichten ging hervor, daß jene es leichter haben, als wir hier!“

Ihre Stimme kam wie ein Hauch der alten Heimat zu ihm — jener kühleren und schöneren Heimat, die er Mann nicht vergaß.

„Ja“, meinte er. „Die Verhältnisse sind ein wenig angenehmer. Die Belgier haben bei den wilder quartenten Leuten etwas wackeliger Glück mit der Menschenverlebung gehabt.“

„Ihre Berichte klangen jedenfalls vielversprechend.“

„Ein Mann, der zum zweitenmal in seinem Leben hier unten den Kampf mit den Schakal auf sich nimmt, wird nicht so leicht durch irgendeine Schwierigkeit entmutigt werden, Doktor! Doch was reden wir hier zusammen! Sie wissen genau so gut wie ich, Efriede Wihelmi, approbierte Ärztin und schrecklich selbständige Frau, daß es mir um etwas anderes geht. Ich habe Köster geben lassen, um mit Ihnen zu sprechen!“

„Und warum darf Köster unser Gespräch nicht kennen?“

„Ich habe nur keine Lust, mir eine Abgabe unter mehr als vier Augen zu holen.“

„Eind Sie sicher, eine Abgabe zu bekommen?“

Ihre Augen schimmerten auf der Mitte des Zwielichtes zwischen dem Schein der unter dem Veranda-dach im Tropenwind leise schaukelnden Lampe und der verunkelnden letzten sahen Helle des Himmels wie zwei Unifiken des Rätschaffens. Eine mächtige Kraft zwang ihn, ihre Hände zu pressen.

„Efriede!“ sagte er stoßhaft. „Wollen Sie die Frau eines Farmen hier werden? Kurz: meine Frau? In der kurzen Zeit ist der Besitz wieder recht anfänglich geworden, und wenn ich ihn bis zu meinem Ver-

einstigen Ende halten kann — vermutlich sind mir noch fünfzehn Jahre der Arbeit gewöhnt — würden Sie die Herrin sein.“

„Ich habe nicht gefragt...“ versuchte sie ihn zu unterbrechen.

Er sprach breiter weiter.

„Und ich, Dr. med., nun, ich bin nichts anderes als ein Mann. Aber ich habe mir immer geschwiegen, einer jener wenigen Männer zu sein. Deren Geruchhaftigkeit ein Leben lang hält. Von dem, was die zivilisierte Welt als Liebe bezeichnet, hatte ich niemals eine Ahnung. Ich glaubte, ehelich gesagt, überhaupt nicht daran. Ehe Sie kamen. Aber...“ plötzlich ließ er ihre Hände frei, da habe ich Ihnen beinahe wohl getan. Verzeihen Sie mir. Ich sehe es Ihren Augen an, Fräulein Wilhelmi — der Glaube, hoffen zu dürfen, hat mich getäuscht. Vielleicht haben Sie sogar Recht. Ich fange in einigen Jahren an, ein alter Mann zu werden...“

Er ließ sich in einen Stuhl fallen und goß erschöpft etwas Whisky in das vor ihm stehende Glas.

Ein ihm unerklärliches Lächeln huschte um den Mund der jungen Frau.

„Ein alter Mann?“ sagte sie, und ihre sonst breite Stimme hatte einen beinahe zärtlichen Tonfall. „Glauben Sie das doch nicht! Sie erscheinen mir eher wie ein großer und kühner Junge, Zell, ein Junge, der an alle Gefahren gleichmütig herangeht, aber sein rägeses Herz überhaupt nicht in der Gewalt hat. Ich will offen sein: kurz vor Ihrem Kommen hat mir Köstler ebenfalls einen Antrag gemacht...“

„Er ist der jüngere von uns. Und ein Prachtmensch.“

„Beides stimmt, Zell — und beides wird vielleicht gegen ihn sprechen. Es war meine Absicht, mein Leben ganz allein zu gestalten. Hier habe ich eingesehen, daß kein Mensch auf der Welt sein Schicksal allein gestalten kann. Wir sind immer nur in Gemeinschaft mit anderen denkbar. Das ändert meine Absicht. Ob ich mich an einen von Ihnen beiden anlehnen kann, weiß ich noch nicht. Geben Sie mir Zeit! Und man wolle mir nicht mehr davon sprechen. Dort hinten blüht Köstlers Zäunchenlampe auf.“

Im Morgen kam der Verwaltungsoberste mit zwei Offizieren der Kolonialarmee und ein Schreiber. Das Dorf blüht lautlos, nur einige alte Leute arbeiteten unter Köstlers Anweisung weiter beim Roden des Busches, in dem die Zerstüßlinge ihre Brutstätten errichteten.

Der Belgier war überrascht, Zell im Schatten der Veranda auf einem Eisenstuhl zu finden, bevorzugt.

„Hallo!“ rief der Belgier. „Kann ich Monsieur Zell sprechen?“

„Bitte...“, antwortete Dr. Wilhelmi. „Nur treten Sie nicht zu nahe heran.“

Der Beamte stellte sich und seine Begleiter vor und erfuhr, wen er vor sich hatte. Er spielte sofort den Weltmann.

„Freut mich, Fräulein Doktor, Sie kennenzulernen! Habe schon in der Stadt gehört, wie saugenerisch sich Ihre Tätigkeit ausgewirkt hat. Nun wird Monsieur mir wohl ein paar Leute abgeben können.“

„Sie wissen nichts? Überall an den Ufern des Ozean ist die Schlafkrankheit ausgebrochen. Sie sehen doch, daß auf den Feldern nicht gearbeitet wird. Auch Herr Zell hat das Unglück gehabt...“

Die Herren wichen unwillkürlich zurück.

„Oh, pardon...“, der Belgier wurde noch höflicher. „Das war mir nicht bekannt, Mademoiselle! Allerdings ist es Ihrerseits Pflichtverständnis, die Behörde nicht verläßtend zu haben. Nun, nun...“, die Ärztin hatte eine beschränkte Miene aufgesetzt. „Es ist hiermit geboten. Sie werden einen Bericht verfassen und nicht zu erwidern verweigern, in welcher hervorragenden Weise Sie die Bekämpfung des Unglücks übernommen haben.“

„Ehrerbietend! Darf ich Ihnen, meine Herren, wenigstens eine kleine Entschuldigung reichen lassen?“

Doktor Elfride hatte bereits in die Hände geklopft und der Eingeborenen Weisung gegeben, den Whisky zu schiden, als Zell — während die Herren Platz nahen — ein leichtes Krächeln am Hals spürte. Er biß die Zähne zusammen. Nur jetzt nicht bewegen. Er hatte es übernommen, die Komödie zu Ende zu spielen, um die Farm zu retten! Gerade in diesen Monaten konnte er eines Mannes Amt unterbreiten. Ein stehender Schmerz am Hals quälte ihn. Mit einer ans Unheimliche grenzenden Selbstbeherrschung wog er sich, nicht die kleinste Bewegung zu machen. Nur ein scharfer Probador hätte am völligen Sinken seiner Augenlider sehen müssen, daß der opathische ruhende Kranke mit einer größtlichen Einmischung kämpfte.

Eine halbe Stunde später gingen die Belgier wieder. Er bestieg sofort das Boot und fuhr, erfüllt von Ehdren, zurück.

Aber das weitere Schicksal der drei mutigen Deutschen auf der Farm Zell und das Schicksal des Dorfes am Zanganko-Ozean berichtet ein Brief, der einige Monate später in der Heimat eintraf. Sein Verfasser ist der junge Köstler.

... immer wieder mutet es uns unbeschreiblich an, welche Kraft Zell im Bewußtsein, durch den Ehd der Zerstüßlinge den sicheren Tod ausgeliefert zu werden, in sich gegen die Aufkündigung des Lebenswillens zu Anmerkung brachte. Er wollte im Angesicht der Regierungsobersten die Flügel nicht verheiden. Er hat das Opfer seines Lebens bei vollen Bewußtsein und mit eindeutiger Absicht gebracht. Das macht ihn aus zum unvergesslichen Vorbild. Auch zuletzt er nicht seine Überführung ins belgische Tropenkontenhaus. Der Anblick der stürzenden Schwärme eines Schlafkranken und die Vernichtung seiner Geisteskräfte ist kein schönes, erklärte er bereits nach wenigen Tagen. „Ich will mich in diesem Zustand nicht weihen ausliefern — diesen Räubern unserer Arbeit! Niemals sprach er von den neuen Herren über unsere einflügel Kolonien anders. Für unsere Schwarzgen bei aber ist mein langjähriger Tod eine Leber und eine Warnung. Es werden endlich die Gesundheitsvorschriften beachtet. Ich bitte Sie: von dem Tage an, da Sie die Gewissheit haben, daß ich verloren bin, geben Sie mir das südlische Whisky. Ersparen Sie mir wenigstens den Wahnsinn und sich selbst und Köstler den erbitterten Anblick einer solchen größtlichen Zerstörung...“

„Sie werden durchkommen, Ehes!“ versicherte ihm Elfride mit Verzweiflung. „Ich werde alles anstellen, Sie zu retten... und dann, wenn Sie wieder auf Ihren gesunden Beinen stehen, müssen Sie eine zündliche Reise mit mir machen, damit wir uns ordentlich verabschieden können.“

„Wenn ich leben werde...“, flüsterte er mit schwerer werdender Stimme, während er die Kraft dazu ihrem Glauben! Aber dann wurde ich nicht mehr so vernünftig sein, Köstler im Wege zu stehen. Ich liebe Sie sehr, Elfride, und die Erfüllung meines Lebens würde Sie anwenden. Aber das Leben vieler Menschen bleibt ohne die letzte Erfüllung. Ich werde nicht dulden, daß Sie sich der Liebe eines alternden Mannes opfern. Und wenn ich nicht wieder aufkomme, nehme ich die Werte Ihres Herzens als das schönste Geschenk meines irdischen Daseins mit in die Ewigkeit...“

Die Eingeborenen kamen jeden Morgen und jeden Abend vor die Veranda, um ihren sterbenden Herrn, den einzigen wahren Herrn, den sie gekannt hatten, zu sehen. Sie brachten heilkräftige Kräuter, Blüten, Früchte, sie brachten Gebete, heilige und heidnische. In einer Nacht gab ihm Elfride die letzte Morphempräprie...

Ja, die Belgier sandten ein paar höhere Beamte zur Bekämpfung Zells herüber. Sie hatten einen in weiter Ferne hausenden Missionar verständigt. Er hatte noch die ganze folgende Woche im Dorf zu tun, die christlichen unter den Eingeborenen, die zwei Jahrzehnte lang keinen Seelsorger gesehen hatten, zu trauen, zu trösten und Grabsstätten zu weihen. Wenige Minuten vor seiner Abreise erfuhr er uns den Ozean — nach Zells Wunsch. Der Distriktssekretär ging neben mir, als wir alle in den fernenden Boden gebetet hatten — seinen Boden! Der glückliche Boden, den er in vielen Jahren erbitterten Kampfes erobert und fruchtbar gemacht hatte!

„Wie konnte es nur geschehen?“ wollte der Belgier wissen. „Keiner der Eingeborenen hat daran glauben müssen — und dieser Mann, seine Farm — Vererbung, die Insel! — war immer die beste im ganzen Distrikt. Ein Meisterstück der Siedlungsplanung! Nur, die Ziele unserer Kolonialarbeit sind eben seinen Auffassungen entgegengekehrt. Das war sein Unglück.“

„Dere das Ihre!“ sagte ich. „Hätten Sie, vielmehr Ihre Verwaltungsschritte, von ihm gelernt, wäre viel Unglück vermieden worden. Zu Tausenden sind die aus diesem Gebiet zum Konga transportierten Eingeborenen dem Fieber erlegen...“

„Als wenn es auf die Eingeborenen ankäme!“ antwortete er die Äheln. „Dane sie wird es nie eine Kolonie geben!“ antwortete ich. „Sie habt auch diesen Mann auf dem Gewissen!“ Er blühte eroff, versank mich nicht. „Ich will Ihnen die ganze Wahrheit sagen!“ fuhr ich fort, und ich erzählte ihm alles. Er drückte mir nachher wertlos die Hand und sagte:

# Alte Weinschenke

Von Georg Schwarz

Eild und Initial von Ruboy



**U**m Schilde prangt ein güldner Engel,  
doch nicht der Wächter mit dem Schwert,  
mit einem schlanken Lilienstengel  
ist friedlich seine Hand bewehrt.  
Die Sims und Fenster sind mit Reben  
und Blumenranken bunt umbaut,  
und Schwalbennester überkleben  
die Wand, bemörtelt und ergraut.

Die Stuben ruhn im braunen Dunkel  
des Eichenholzes erst und alt,  
und Weines stießender Karfunkel  
glänzt in der Kelche Hierungstalt.  
Die guten, biedereren Gestalten  
um ihrer Tische weiten Kreis  
vergessen Alter, Gram und Falten  
und reden sich am Weine heiß. —

Bei frohgestimmten Fröhlichkeiten  
entschwindet unbemerkt die Zeit,  
und ihrem zauberhaften Schreiten  
gibt tickend nur die Uhr Geleit.  
In diesem Frieden, dieser Stille  
flärt sich die Seele wie der Wein:  
Sind beide ohne Stich und Grille,  
dann können sie bekömmlich sein.



Ernst Machek

## WIESO ES KOMMT . . .

Wieso es kommt, daß die fesselhafte Ansicht vorherrscht, die politische Spannung in Europa wäre vor allem eine Folge des Umfandes, daß kein Staat sich finde, der mit dem Abstrich als erster beginnen wolle? — Das kommt wohl daher, daß die wenigsten wissen, daß sich ein solcher Staat bereits gefunden hat. Dieser Staat heißt San Marino, hat 15.000 Einwohner und ein sitzendes Herr von vierzig Mann, das nun auf zehn Mann herabgesetzt werden soll. Die Artillerie wird von dieser Ausrüstungsmaßnahme allerdings nicht betroffen; sie besteht nämlich bloß aus einer einzigen Kanone, die zum Abfeuern von Fremden schüßes Dent.

Wieso es kommt, daß sich immer wieder Leute finden, die an der Post überland zu bemängeln haben? — Das kommt wohl daher, daß die wenigsten wissen, welche unerhörten Anforderungen die Post mitunter gestellt werden muß. Die amerikanische Postverwaltung, zum Beispiel, hatte kürzlich Marken mit dem Bild des Südpolarforschers Nord herausgegeben, worauf der dringende Wunsch geäußert wurde, die mit diesen Marken frankierten Sendungen auch denselben Weg gehen zu lassen, den derselbe nun, dessen Völkchen die Marken tragen. Ansehende von der Übergangung ausgehend, daß ein Wunsch noch selten so berechtigt war

Im G. Hirth Verlag erschien:

## Die lustige Arche

Einfühliches Buch  
von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat hat einzigartige Breitschrift, der geistreichen und temperamentsvollste Konfessionist des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrankten Tiergedichte in einen Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München  
Herrnstraße 10

wie dieser, schickte die Post die Briefe und einen eigenen Beamten per Flugzeug in das Nord-Lager in der Antarktis, dort wurden die Briefe feierlichst abgestempelt (was einige Leute in Anspruch nehmen), und als dies geschehen war, beachte man die Briefe wieder zurück nach Neuweert, um sie den Adressierten zu zufellen.

Wieso es kommt, daß einzelnen Spitzenleistungen die ihnen gebührende Anerkennung als Rekord verweigert bleibt? — Das kommt wohl daher, daß sich mitunter sogenannte Hochstater in die Sache einmischen. Dieser

Zege, zum Beispiel, erwiderte der Eimer Polarisbericht, daß am Pöhlingsberg ein Hilfsarbeiter wegen Pöhlingskeit abgehalten wurde. Bei der Bistierung des Mannes, der einen Lebensumfang von nahezu zweieinhalb Metern hatte, stellte sich heraus, daß er unter seinem Kopf und in der Höhe 300 lere Flaschen, 180 Tabakpfeifen, 30 Messer, 30 Gläser, 15 Gabeln, 10 Gabeln und drei Kilogramm Altpapier, lauter wertvolle Gegenstände im Gesamtgewicht von etwa vierzig Kilogramm, geschleppt hatte. Dreihundert Flaschen mit sich spazieren zu führen, das ist unvorstellbar ein Rekord, wenn auch diese Lastjahre in dem betreffenden Polizeibericht lediglich mit den Worten gezeichnet respektiert. Der Mann wird auf seinen Geisteszustand untersucht werden. Wie vorher beobachtet bemerkt sei, daß kürzlich ein Lithoer Draufgänger einen Rekord im — Breitenrad dadurch aufzustellen vermochte, daß er innerhalb dreißig Tagen 500 (fünfhundert!) Liter Bier binnen die Binde goß. Mehrbedeutend, daß der Bericht über diesen Rekord einwogungs mit den Worten schloß: „Der Mann wird auf seinen Geisteszustand untersucht werden.“

Wieso es kommen kann, daß eine Partei auf die Jastellung einer Geldsendung vergebens wartet? — Antwort auf diese Frage gab der Postadjunkt Kriener, der dieser Zege unter Anlaß des Verbrechens der Antwortuntertunung, begangen durch Unterschlagung von zwei  
(Fortsetzung S. 605)

# Die Jugend ANZEIGE

**KUNSTPOSTKARTEN**  
im vorzüglichem Vierfarbdruck nach Bildvervielfacher aus der „Jugend“  
liefern wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie v. 165 Stk. für M. 6.40 inkl. Porto.  
G. HIRTH VERLAG AG.  
München 2 NO — Herrnstraße 10



20 verschiedene Kunstpostkarten  
für 90 Pf. postfrei  
G. HIRTH VERLAG AG.  
München, Herrnstr. 10

BESPRECHUNGEN  
IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST  
MUSIK — THEATER — FILM

ADOLF SCHUSTERMANN  
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE  
FERNRUF: 71 JANNOWITZ SAMMEL-NR. 5118



Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wanddruck verbreiteten Vierfarbdrucke. Preis RM. 2.70 zuzüglich 30 Pf. für Porto. Bestellungen durch den Buchhandel oder den ausserörtlichen Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST  
des Witzes und der Tugend  
ist auf der ganzen Welt  
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

**Doppellicht-Lumimax**  
Vergrößerungs-Apparat.

Größere Licht-Intensität.  
Bessere Entlüftung durch aufklappbaren Reflektor.

**Thyagar**  
DRESDEN  
Striesen: 589

Inserieren bringt Gewinn!

Leser des Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Pacht-schrift.  
Malbuchpreis 3 M.

Fischerisport-Verlag  
Dr. Hanns Schmidt  
München NW 2  
Karlsplatz 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

## Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden mit RM. 2.95 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

## Schwierig

Es ist schon eine Reihe von Jahren her. In einem entlegenen Dorfe bekommt der Dorfverwalter eine recht lange Liste, in die er verschiedene Angaben zu statistischen Zwecken eintragen soll. Nachdem er mehrere Spalten ausgefüllt hat, findet er die Rubrik „Mischlöcher bzw. Brennstellen.“ Er fragt, denkt nach, glaubt, einen Druckfehler vor sich zu haben, schüttelt den Kopf und schreibt endlich, während er erleichtert aufatmet: „Siehe Seelenzahl!“

## Vorsehung

„Sie waren mit dem neuen Pfarrer auf der Jagd? Wie besahen er sich denn?“

„Oh, Hochwürden schloß wunderbar. Aber die Vorsehung war mit dem Hasen.“

## Sein Wunsch

Richter, während einer Verhandlung in den Saal schreiend: „Der nächste, der jetzt noch einen Ten sagt, den lasse ich an die feilsche Luft befördern!“

Der Angeklagte: „Beavo!“

## Empfehlung

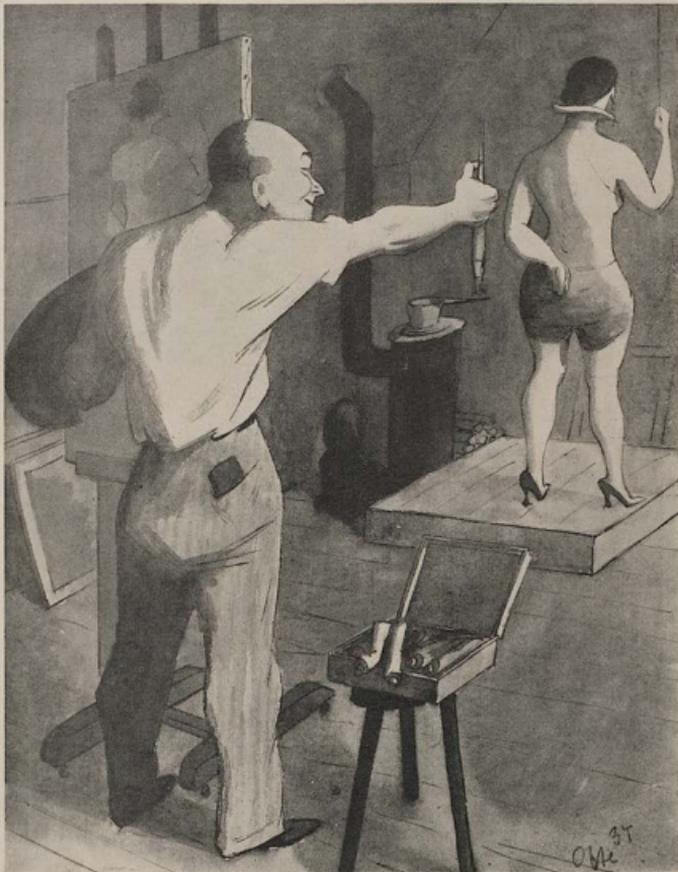
Herr Chef, die Firma Klug & Co. will über unseren früheren Buchhalter, den Huber, eine Anwartschaft haben. Was soll ich antworten?“

„Sagen Sie, er ist ein Tagesdieb, ein Gauner, ein Betrüger, und er hat alles, was er kann bei uns gelernt.“

## Auskunft

„Was geht denn bei Maiores im ersten Stock vor?“

„Ich glaube, sie schlagen sich gerade die Commercejane nach Italien aus dem Kopf!“



„Ein wundervolles Modell! Da braucht man nur akademisch ranterzumalen — der seelische Ausdruck kommt von selber.“

(Schluß von Seite 604)

tausend Eshillins, vor dem Wiener Eshiffen gerächt stand. Aufgeweckter, sich zu rechtfertigen, erklärte der Mann, daß es nicht seine, sondern Cashe der Hofverwaltung sei, sich zu verteidigen, welche Behauptung er durch die unbedingte überzeugende Argumentation zu unterstützen vermochte: „Ich bin ein Käufer, und einem Käufer soll man kein Geld anvertrauen!“

## Zurückgeben

Er: „Als ich dich heiratete glaubte ich nicht, daß du so dünn bist.“

Sie: „Du hättest es schon daran merken müssen, daß ich dich nahm.“

## Nur dann

Reisender: „Sagen Sie, Eshaffner, kann ich auf der nächsten Station aussteigen und ein Glas Bier trinken?“

Daschaffner: „Aber natürlich, mein Herr! Das heißt, nur, falls Sie nicht mit diesem Zuge weiterfahren wollen.“

## Nachtgespräch

Sie: „Gestern nachmittags bist du fortgegangen, um dir das Haar schneiden zu lassen, und jetzt kommst du nach Hause! Weißt du, daß es vier Uhr nachts ist?“

Er: „Ja, ich weiß. Dieser Esel von Freizer

hatte mir das Haar so kurz geschneitten, daß ich mich nicht heimtraute, ehe es nicht wieder etwas gewachsen war.“

Wer von schönen und gesunden  
Zähnen spricht, denkt an

# Chlorodont

## BÜCHER

In den Buchhandlungen und  
beim Unterzeichneten ist zu  
haben:

### Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von  
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit  
einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners  
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und  
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die  
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-  
liche Berührung gekommen sind. Einer von  
diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus  
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

### Albin Senze Nic Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Hoff und Klatsch des Feind-  
bundes zusammengetragen haben, sondern  
was Akten und Berichte von Augenzeugen —  
die Tamen sind abschließend geändert — dem  
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931  
zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung  
einer verkleumdten Frau, die während des  
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

### Seans Feix Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für freie Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor  
allem in Vereinstreffen besonders Gefallen  
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum  
Vortrag für Dilettanten eignen.

### G. Sirth Verlag AG. / München Berrnstraße 10

(Schluß v. S. 602)

„Sie werden von mir hören!“

Dieses ein Wort eines Mannes, der immer ein Feind Jells war, hat  
das Dorf am Tanganjika-See gerettet. Und dieses Wort wäre nie  
gesprochen worden ohne unseres Chefs tragischen Tod! Drei Tage  
später brach das Motorboot um die Uferküste: die Plantage würde  
künftig in unbesonderem Schutz der Distriktsbehörde stehen und —  
ausgenommen Kriegsfall oder anderes Unglück — könne alle heran-  
wachsenden Männer, sofern diese freien Willens bleiben wollen, in ihren  
Dienst nehmen. Sie sehen, Jell ist nicht sinnlos, nicht unwisig gestorben.  
Er gab der Plantage nicht nur alle seine Kraft, er gab ihr auch sein  
Leben, um sie endgiltig, im tiefsten Frieden, zurückzuerobern...

Wolfgang Weyrauch: „Der Main“. Eine Legende. Rowohlt-  
Verlag, Berlin.

Wenn mir plötzlich Zauberkräfte verliehen wäre, alle Leser dieser  
Rezension zugleich auch zum Lesen von Wolfgang Weyrauchs  
Main-Legende zu verführen — ich würde keinen Augenblick zögern,  
von diesem Zauber Gebrauch zu machen. Gewiß würden, wie das  
nicht allen selten sein soll, die Verführten dem Verfasser Dank  
denn nicht recht es um eines der wenigen ganz rein und unein-  
geschränkt dichterischen Bücher dieses Jahres, einen glänzen-  
den Lobgesang auf die dämonischen Gewalten und magischen  
Segnungen des Main von unerhörter Intensität des Lebensgefühls  
und des Ausdrucks. Die Substanz hätte für ein halbes Dutzend  
Bücher gereicht; man bedauert fast, daß der junge Dichter sich in  
diesem Werk so verschwenderisch veranlagt hat. In den  
halsdesken Einlagen und Vorsprüchen, deren Klang einen tagelang  
im Ohr bleibt, wird die Urkraft der deutschen Sprache frei wie  
selten; hier ist das Wunder der modernen Romantik ohne jene  
sprachliche Antiquiertheit, mit der sie gewöhnlich aufzutreten  
pfeift! Ganze Passagen greifen allein ihrer reinen, organischen  
Schönheit wegen unmittelbar ans Herz und scheinen seinen Schlag  
für Sekunden anzuhalten wie das Pendel einer Uhr. Wer sie las,  
ist nicht mehr der Gleiche — das ist die zaubervolle Verwandlungs-  
kraft und höhere Bedeutung dieser Main-Legende von Wolfgang  
Weyrauch. Carl Conrad

Joseph Hergesheimer: „Der Steinbaum“. Roman. Rowohlt-Verlag,  
Berlin.

Die eigenartige Technik dieses großen Kentucky-Romans, der  
eine Entwicklung von rund 100 Jahren und das Schicksal einer  
Familie in mehreren Generationen und in ihm den ewigen Triumph  
der Mächte des Blutes gestaltet, steht in unlöslichem organischen  
Zusammenhang mit der Besonderheit des Stils, der in seinem Ur-  
sprung zweifellos bis auf Bret Harte und O'Henry zurückgeht, den  
Michaud sehr geistreich als den „drahtlosen“ charakterisierte, da  
er zugunsten einer irrationalen, magischen Logik darauf verzichtet,  
seine Elemente auf den „Draht“ einer alltäglichen, landläufigen  
Logik aufzuziehen, und von dem, wenn gleichzeitig die Existenz  
der englischen Sprache in solcher Urteile erfährt wird, wie es bei-  
spielsweise bei seinem Meister Ernest Hemingway geschieht, eine  
suggestive, unentrinnbare Wirkung ausstrahlt. Es zeugt von grobem,  
nahezu unfaßlichen Nichtverstehen dieser natürlichen Zusammen-  
hänge, zu sagen, daß jene besondere Technik den Roman „zer-  
kleinert“ habe, nein, im Gegenteil, es wäre gar nicht anders möglich  
gewesen, auf rund 400 Seiten einen derartig gewaltigen Stoff zu  
händigen. Nur der Verzicht auf die langweiligen, ereignislosen  
Übergänge ermöglichte die letzte künstlerische Konzentration. Und  
außerdem kann sich diese Form, deren sich übrigens auch Dos  
Passos und Van Veeten in ihren soziologischen Liegenwärt-  
gemälden bedienten, auf keinen Geringeren als Dickens berufen.  
Daß dieser sonst formal so konservative und vorsichtige Erzähler,  
sobald es sich um die Bewältigung eines komplexen Stoffes wie  
„London-Paris“ handelte, auf die gleiche Form kommen mußte,  
beweist ihre Naturnotwendigkeit und organische Richtigkeit. Carl Conrad

„Unfreiwilliger Humor.“ Gesammelt und verlegt von Ernst Hei-  
meran (München N 23). 94 Seiten, 2 Bildnisse. Leinen RM. 2.—.

Daß gerade beim Humor die ungewollte Wirkung bedeutend  
mehr erheitert als jeder beabsichtigte Witz, beweist die vor-  
liegende köstliche Sammlung. Wohlgeordnet findet man da „Amt-  
liches“, „Kindermund“, „Anzeigen“ und — am herrlichsten —  
„Silbülchen“, alles original und originell, ohne alte Bekannte und  
falschlicheherweise! ohne jeden Kommentar — wirklich etwas für  
nachdenkliche Lächler! Obendrein erfreuen Kempneriana und Gal-  
lettiana, dazu einiges Verballhornete — drei Namen, die zu Be-  
griffen wurden. Die — auch äußerlich, spürbar liebevolle Auf-  
machung in Einband, Satz und Druck rechtfertigt die Tatsache  
einer 10. Auflage in zwei Monaten. Wenn du dir vorgenommen  
hast, etwas „furchtbar Ernstes“ zu tun, dann lies schnell, mit einem  
Blick, einige dieser unfreiwilligen Perlen, die auch alle „furchtbar  
ernst“ gemeint waren... K. K. Wolter

#### Redaktionelle Notiz:

Das Titelblatt unserer Sondernummer

**RADSPORT**

zeichnete Rudolf Kriesch.

**Schwaben  
Männer**

werden gebietet  
auf die 10. Jahrgang  
Sondernummer  
des Schwaben-Verlags  
im Reichsdruckhaus

# FOTO-ECKE

Maçon

## Waldaufnahmen

Zum deutschen Menschen gehört der deutsche Wald. Jeder von uns fühlt sich innerlich zu ihm hingezogen. Doch steht zu dieser Verbundenheit die Zahl der guten Waldaufnahmen in keinem rechten Verhältnis. Zweifellos tun sich hier technische und bildmäßige Schwierigkeiten auf, die sich aber überbrücken lassen.

Es kommt darauf an, welche Motive wir auswählen. Der Wald stellt eine Integrierung vieler Einzellelemente dar; wir haben die Aufgabe, diese Einzellelemente zu isolieren und möglichst klar zur Darstellung zu bringen. Dies ist das ganze Geheimnis!

Wir müssen uns also stets immer wieder sagen: Beschränkung üben! Das Spiel des Lichtes, das in leuchtenden Flecken hier und da auf den Waldboden fällt, oder die Stämme der schlanken Fichten in ihrer feinen Strukturierung sind uns wertvolles Gestaltungsmittel. Doch wo Licht ist, da ist auch Schatten — und im Wald besonders dunkler Schatten. So entstehen starke Lichtgegensätze, die eine sorgfältige Durcharbeitung verlangen. Wir müssen auf die dunkelsten Partien des Motivs belichten und vor allem richtig entwickeln, um die Lichtgegensätze auszugleichen, empfiehlt sich die Verwendung von Rodinal in Verdünnung 1:30. Damit erhalten wir einen ausgezeichneten Ausgleichentwickler. Das Aufnahmematerial muß natürlich höchstorthochromatisch sein, weil ja vor allem grüne Farben vorherrschen. Z. B. der Isochrom- oder Periscope-Film garantieren unter gleichzeitiger Verwendung einer hellen Gelbscheibe stimmungsmäßig ausgezeichnete Wiedergaben, da all die vielen kleinen Tonwertunterschiede im Grün wirklichkeitstreu erfaßt werden.

Ich deutete bereits an, daß es auf möglichst einfache Darstellung ankommt. Keinesfalls ist es notwendig, daß immer eine ganze Fichte von oben bis unten aufs Bild kommt. Oft gibt ein kleiner Ausschnitt, der z. B. das Lichtspiel auf dem Erdboden und dahinter einige Baumstämme zeigt, bedeutend mehr. Unter Umständen stellt ein Waldbach ein wichtiges gestalterisches Element dar, das eine Linienführung ins Bild bringt, die dem Ganzen eine einheitliche Richtung verleiht. Um bei plätschernden Gebirgsbächen das muttere Spiel des Wassers weissenhaft darzustellen, darf nicht zu kurz und nicht zu lange belichtet werden. Die richtige Zeit dürfte zwischen  $\frac{1}{2}$  und  $\frac{1}{3}$  Sekunde liegen. Zu lange Belichtung macht Wasser teigig, zu kurze gläsern.

Daneben gibt auch gefälltes Holz mancherlei abwechslungsreiche Bilder, die wieder einen ganz anderen Charakter bekommen. Allerdings wird hier schon von uns eine gewisse Auswahl verlangt, die eine bestimmte dominierende Linienführung deutlich machen läßt. Seitliche Beleuchtung ist am meisten zu empfehlen. Steht die Sonne im Rücken, so ergibt das meist flache Bilder.

Und zum Schluß noch ein paar Worte über Kleinmotive. Am bekanntesten sind Pilze, aber die wohl daher an dieser Stelle nichts wiederholt zu werden braucht. Aber daneben bieten sich noch andere solcher reizvollen Waldbewohner dar — man muß sie nur sehen können. Ein paar Gräser in der Sonne, blühender Fingerhut, überhaupit Waldblumen aller Art sind verlockend. Tannenzapfen, die auf dem Erdboden liegen, geben ein modernes Stillleben. Und schließlich: etwas ganz Besonderes sind Farbaufnahmen. Gerade wegen der zarten Abtönungen bietet uns der Wald für farbige Darstellungen mit der schönsten Motive.



Der Herr von gestern

„Hup, ist mir schlecht! Und keiner ist mehr da, der so etwas ulkig findet.“

Lest die Jugend

Neu!  
**DEINE KAMERA  
GEHT GELD VERDIENEN**

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Abzugsstellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Ansichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

**RICHTIGES ENTWICKLEN**, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

**PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE**, das Buch des modernsten Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfg.

**G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO**

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



# Schluß der Komödie

Erich Wilke



„Hilfe, Hilfe, ich versinke — —!“

Klio: „Ja, mein Lieber, jetzt merkst du, daß alles Theater war.“